

Für unsere Kinder

Nr. 9 ○ ○ ○ ○ ○ Beilage zur Gleichheit ○ ○ ○ ○ ○ 1915

Inhaltsverzeichnis: Frieden. Von Friedrich Hölderlin. (Gedicht.) — Der neue Paris. Knabenmärchen von Wolfgang Goethe. — Vom Bäumen wider Tiere. (Forti.) — Der Kreuzschnabel. Von Jul. Moser. (Gedicht.) — Schwarze Balken. Von Speranza. — Die Uhr. Von Edgar Hahnwald.

Frieden.

Wer hub es an? Wer brachte den Fluch? Von heut ist's nicht und nicht von gestern, und die zuerst das Mass verloren, unsre Väter wussten es nicht, und es trieb ihr Geist sie.

Zu lang, zu lang schon treten die Sterblichen sich gern aufs Haupt und zanken um Herrschaft sich, den Nachbar fürchtend, und es hat auf eignem Boden der Mann nicht Segen.

Und unstet wehn und irren, dem Chaos gleich, dem gärenden Geschlechte die Wünsche nach, und wild ist und verzagt und kalt von Sorgen das Leben der Armen immer.

Du aber wandelst ruhig die sichere Bahn, o Mutter Erd' im Lichte! Dein Frühling blüht, melodischwechselnd gehen dir die wachsenden Zeiten, du Lebensreichel

Mit deinem stillen Ruhme, Genügsame!
Mit deinen ungeschriebnen Gesetzen auch,
mit deiner Liebe komm und gib ein
Bleiben im Leben, ein Herz uns wieder.

Friedrich Hölderlin.

○ ○ ○

Der neue Paris.

Knabenmärchen von Wolfgang Goethe.

Mir träumte neulich in der Nacht vor Pfingstsonntag, als stünde ich vor einem Spiegel und beschäftigte mich mit den neuen Sommerkleidern, welche mir die lieben Eltern auf das Fest hatten machen lassen. Der Anzug bestand in Schuhen von sauberem Leder mit großen silbernen Schnallen, feinen baumwollenen Strümpfen, schwarzen Unterkleidern von Sarsche und einem Rock von grüner Wolle mit goldumsäumten Knopflöchern. Die Weste dazu von Goldstoff war aus meines Vaters Bräutigamsweste geschnitten. Ich war frisiert und gepudert, die Locken standen mir wie Flügelchen vom Kopfe; aber ich konnte mit dem Anziehen nicht fertig werden, weil ich

immer die Kleidungsstücke verwechselte, und weil mir immer das erste vom Leibe fiel, wenn ich das zweite umzunehmen gedachte. In dieser großen Verlegenheit trat ein junger schöner Mann zu mir und begrüßte mich aufs freundlichste. „Gut, seid mir willkommen,“ sagte ich, „es ist mir ja gar lieb, daß ich Euch hier sehe.“ — „Kennt Ihr mich denn?“ versetzte jener lächelnd. — „Warum nicht?“ war meine gleichfalls lächelnde Antwort. „Ihr seid Merkur, und ich habe Euch oft genug abgebildet gesehen.“ — „Das bin ich,“ sagte jener, „und von den Göttern mit einem wichtigen Auftrag an dich gefandt. Siehst du diese drei Äpfel?“ — Er reichte seine Hand her und zeigte mir drei Äpfel, die sie kaum fassen konnte, der eine von roter, der andere von gelber, der dritte von grüner Farbe. Man mußte sie für Edelsteine halten, denen man die Form von Früchten gegeben. Ich wollte danach greifen; er aber zog sie zurück und sagte: „Du mußt es wissen, daß sie nicht für dich sind. Du sollst sie den drei schönsten jungen Leuten von der Stadt geben, welche sodann, jeder nach seinem Lose, Gattinnen finden sollen, wie sie solche nur wünschen können. Nimm und mach deine Sache gut!“ sagte er scheidend und gab mir die Äpfel in meine offenen Hände; sie schienen mir noch größer geworden zu sein. Ich hielt sie darauf in die Höhe gegen das Licht und fand sie ganz durchsichtig; aber gar bald zogen sie sich aufwärts in die Länge und wurden zu drei schönen, schönen Frauenzimmerchen in mäßiger Puppengröße, deren Kleider von der Farbe der vorigen Äpfel waren. So gleiteten sie sacht an meinen Fingern hinauf, und als ich nach ihnen haschen wollte, um wenigstens eine festzuhalten, schwebten sie schon weit in der Höhe und Ferne, daß ich nichts als das Nachsehen hatte. Ich stand ganz verwundert und versteinert da, hatte die Hände noch in der Höhe und beugte meine Finger, als wäre daran etwas zu sehen gewesen. Aber mit einmal erblickte ich auf meinen Fingerspitzen ein allerliebste Mädchen herumtanzend, kleiner als jene, aber gar niedlich und munter; und weil sie nicht wie die anderen fortflieg, sondern verweilte und bald auf diese, bald auf jene Fingerspitze tanzend hin und her trat, so sah ich ihr eine Zeitlang verwundert zu. Da sie

mir aber gar so wohl gefiel, glaubte ich sie endlich haſchen zu können und dachte geſchickt genug zuzugreifen; allein in dem Augenblick fühlte ich einen Schlag an den Kopf, ſo daß ich ganz betäubt niederfiel und aus dieſer Betäubung nicht eher erwachte, als bis es Zeit war, mich anzuziehen und in die Kirche zu gehen.

Unter dem Gottesdienſt wiederholte ich mir jene Bilder oft genug; auch am großelterlichen Tiſche, wo ich zu Mittag ſpeifte. Nachmittags wollte ich einige Freunde beſuchen, ſowohl um mich in meiner neuen Kleidung, den Hut unter dem Arm und den Degen an der Seite, ſehen zu laſſen, als auch, weil ich ihnen Beſuche ſchuldig war. Ich fand niemand zu Hauſe, und da ich hörte, daß ſie in die Gärten gegangen, ſo gedachte ich ihnen zu folgen und den Abend vergnügt zuzubringen. Mein Weg führte mich den Zwinger hin, und ich kam in die Gegend, welche mit Recht den Namen ſchlimme Mauer führt: denn es iſt dort niemals ganz geheuer. Ich ging nur langſam und dachte an meine drei Göttingen, beſonders aber an die kleine Nymphe, und hielt meine Finger manchmal in die Höhe in Hoffnung, ſie würde ſo artig ſein, wieder darauf zu balanzieren. In dieſen Gedanken vorwärts gehend, erblickte ich linker Hand in der Mauer ein Pfortchen, das ich mich nicht erinnerte, je geſehen zu haben. Es ſchien niedrig, aber der Spitzbogen drüber hätte den größten Mann hindurchgelassen. Bogen und Gewände waren auß̄er zierlichſte vom Steinmetz und Bildhauer ausgehauelt, die Thür ſelbſt aber zog erſt recht meine Aufmerkſamkeit auf ſich. Braunes ur-altes Holz, nur wenig verziert, war mit breiten, ſowohl erhaben als vertieft gearbeiteten Bändern von Erz beſchlagen, deren Laubwerk, worin die natürlichſten Vögel ſaßen, ich nicht genug bewundern konnte. Doch was mir das Merkwürdigſte ſchien: kein Schließelloch war zu ſehen, keine Klinke, kein Klopfer, und ich vermutete daraus, daß dieſe Thür nur von innen aufgemacht werde. Ich hatte mich nicht geirrt: denn als ich ihr näher trat, um die Zieraten zu beſühlen, tat ſie ſich hineinwärts auf, und es erſchien ein Mann, deſſen Kleidung etwas Lauges, Weites und Sonderbares hatte. Auch ein ehrwürdiger Bart umwobte ſein Kinn; daher ich ihn für einen Juden zu halten geneigt war. Er aber, eben als wenn er meine Gedanken erraten hätte, machte das Zeichen des heiligen Kreuzes, wodurch er mir zu erkennen gab, daß er ein guter katholiſcher Chriſt

ſei. — „Junger Herr, wie kommt Ihr hierher und was macht Ihr da?“ ſagte er mit freundlicher Stimme und Gebärde. — „Ich bewundere,“ verſetzte ich, „die Arbeit dieſer Pforte; denn ich habe dergleichen noch niemals geſehen, es müßte denn ſein auf kleinen Stücken in den Kunſtmalereien der Liebhaber.“ — „Es freut mich,“ verſetzte er darauf, „daß Ihr ſolche Arbeit liebt. Inwendig iſt die Pforte noch viel ſchöner. Tretet herein, wenn es Euch gefällt!“ Mir war bei der Sache nicht ganz wohl zumute. Die wunderliche Kleidung des Pfortners, die Abgelegenheit und ein ſonſt — ich weiß nicht was, das in der Luſt zu liegen ſchien, beklemmte mich. Ich verweilte daher unter dem Vorwand, die Außenseite noch länger zu betrachten, und blickte dabei verſtohlen in den Garten; denn ein Garten war es, der ſich vor mir eröffnet hatte. Gleich hinter der Pforte ſah ich einen großen beſchatteten Platz: alte Linden, regelmäßig von einander abſtehend, bedeckten ihn völlig mit ihren dicht ineinander greifenden Äſten, ſo daß die zahlreichſten Geſellſchaften in der größten Tageshize ſich darunter hätten erquicken können. Schon war ich auf die Schwelle getreten, und der Alte mußte mich immer um einen Schritt weiter zu locken. Ich widerſtand auch eigentlich nicht; denn ich hatte jederzeit gehört, daß ein Prinz oder Sultan in ſolchem Falle niemals fragen müßte, ob Gefahr vorhanden ſei. Hatte ich doch auch meinen Degen an der Seite; und ſollte ich mit dem Alten nicht fertig werden, wenn er ſich feindlich erweiſen wollte? Ich trat alſo ganz geſichert hinein. Der Pfortner drückte die Thür zu, die ſo leiſe einſchnappte, daß ich es kaum ſpürte. Nun zeigte er mir die inwendig angebrachte, wirklich noch viel kunſtreichere Arbeit, legte ſie mir aus und bewies mir dabei ein beſonderes Wohlgefallen. Hierdurch nun völlig beruhigt, ließ ich mich in dem belaudten Raum an der Mauer, die ſich ins Runde zog, weiterführen, und fand manches an ihr zu bewundern. Niſchen mit Muſcheln, Korallen und Metallſtufen künstlich ausgeziert gaben aus Tritonenmäulern reichliches Waſſer in marmorne Becken; dazwiſchen waren Vogelhäuſer angebracht und andere Vergitterungen, worin Eichhörnchen herumkriechen, Meerſchweinchen hin und wider liefen, und was man nur ſonſt an artigen Geſchöpfen wüſchen kann. Die Vögel riefen und ſangen uns an, wie wir vorſchritten; die Stare beſonders ſchwärmten das nährlichſte Zeug, der eine rief immer: Paris! Paris! und der

andere: Narzis! Narzis! so deutlich, als es ein Schulknabe nur aussprechen kann. Der Alte schien mich immer ernsthaft anzusehen, indem die Vögel dieses riefen; ich tat aber nicht, als wenn ich's merkte, und hatte auch wirklich nicht Zeit, auf ihn acht zu geben; denn ich konnte wohl gemahr werden, daß wir in die Runde gingen, und daß dieser beschattete Raum eigentlich ein großer Kreis sei, der einen anderen viel bedeutenderen umschließe. Wir waren auch wirklich wieder bis ans Pfortchen gelangt, und es schien, als wenn der Alte mich hinauslassen wollte; allein meine Augen blieben auf ein goldenes Gitter gerichtet, welches die Mitte dieses wunderbaren Gartens zu umzäunen schien, und das ich auf unserem Gang hinlänglich zu beobachten Gelegenheit fand, ob mich der Alte gleich immer an der Mauer und also ziemlich entfernt von der Mitte zu halten wußte. Als er nun eben auf das Pfortchen losging, sagte ich zu ihm mit einer Verbeugung: „Ihr seid äußerst gefällig gegen mich gewesen, daß ich wohl noch eine Bitte wagen möchte, ehe ich von Euch scheide. Dürfte ich nicht jenes goldene Gitter näher besehen, das in einem sehr weiten Kreise das Innere des Gartens einzuschließen scheint?“ — „Necht gern,“ versetzte jener, „aber sodann müßt Ihr Euch einigen Bedingungen unterwerfen.“ — „Worin bestehen sie?“ fragte ich hastig. — „Ihr müßt Euren Hut und Degen hier zurücklassen und dürft mir nicht von der Hand, indem ich Euch begleite.“ — „Herzlich gern!“ erwiderte ich und legte Hut und Degen auf die erste beste steinerne Bank. Sogleich ergriff er mit seiner Rechten meine Linke, hielt sie fest und führte mich mit einiger Gewalt gerade vorwärts. Als wir ans Gitter kamen, verwandelte sich meine Verwunderung in Erstaunen: so etwas hatte ich nie gesehen. Auf einem hohen Sockel von Marmor standen unzählige Spieße und Partisanen nebeneinander gereiht, die durch ihre seltsam verzierten oberen Enden zusammenhingen und einen ganzen Kreis bildeten. Ich schaute durch die Zwischenräume und sah gleich dahinter ein sanft fließendes Wasser, auf beiden Seiten mit Marmor eingefast, das in seinen klaren Tiefen eine große Anzahl von Gold- und Silberfischen sehen ließ, die sich bald sachte, bald geschwind, bald einzeln, bald zugweise hin und her bewegten. Nun hätte ich aber auch gern über den Kanal gesehen, um zu erfahren, wie es in dem Herzen des Gartens beschaffen sei; allein da fand ich zu meiner großen Betrüb-

nis, daß an der Gegenseite das Wasser mit einem gleichen Gitter eingefast war und zwar so künstlicher Weise, daß auf einen Zwischenraum diesseits gerade ein Spieß oder eine Partisane jenseits paßte, und man also, die übrigen Zieraten mitgerechnet, nicht hindurchsehen konnte, man mochte sich stellen, wie man wollte. Ueberdies hinderte mich der Alte, der mich noch immer festhielt, daß ich mich nicht frei bewegen konnte. (Fortsetzung folgt.)

o o o

Vom Zähmen wilder Tiere.

(Fortsetzung.)

Ein sehr geduldiger Wärter des Zoologischen Gartens in London hat zwei jungen Schimpansen das Folgende beigebracht, das sie auf seinen mündlichen Befehl ausführen, ohne daß er viel mit Gesten nachhelfen muß. Wenn der Wärter mit Besuchern den Raum betritt, so schließt er den Schimpansenkäfig von außen auf und ruft die beiden Affen, die nun von innen selbst öffnen und herauskommen. Auf den Befehl zu grüßen, klettern sie auf ein Brett, sehen sich nebeneinander und führen die rechte Hand an den Kopf. Nun erhält einer der Schimpansen eine Tasse Milch und einen Löffel mit der Weisung, seine Schwester zu füttern. Das tut er solange, bis der Wärter sagt, es sei genug, er könne nun selbst Milch nehmen. Hat der Affe ein paar Löffel genommen, so sagt der Wärter: „Lege den Löffel hin und trinke aus der Tasse.“ Das geschieht sofort. Der ältere Schimpanse bekommt dann zwei Früchte — Apfel oder Bananen — eine größere und eine kleinere. Sobald der Befehl ertlingt, er solle der Schwester eine Frucht abgeben, gibt er dieser die größere Frucht. Stehen unter den Besuchern draußen ein Herr und eine Dame, so wird dem Schimpanse gesagt, den beiden etwas anzubieten. Ausnahmslos führt er die Weisung galant so aus, daß er der Dame das größere, dem Herrn das kleinere Stück gibt. Er unterscheidet also sicher die Größe der Früchte und die Besucher, ohne daß der Wärter ihm dabei hilft. Die dressierten Schimpansen leben selten länger als wenige Jahre, kaum je wird einer von ihnen ganz ausgewachsen sein. In den Zoologischen Gärten sind diese Affen gewöhnlich weniger zahm, doch zutraulich und nachgiebig gegen ihre Wärter, andere als diese dürfen der Zahmheit freilich nicht zu viel trauen.

Die langarmigen Gibbons sind weniger intelligent, allein jung gelehrig und stets sanft und zutraulich. Im Zoologischen Garten in London hatte ein Gibbon gelernt, sich auf Befehl an einer Stange nur mit einer Hand anzuhalten und herumzuschwingen, dann auf weiteren Befehl anzuhalten und sich in der entgegengesetzten Richtung zu drehen. Paviane und die anderen afrikanischen wie die asiatischen und amerikanischen Affen sind jung sanft und zahm und gelehrige Schüler. Die Intelligenz der Halbaffen ist geringer, doch lassen auch sie sich jung leicht zähmen. Bei allen Affen und Halbaffen nimmt die Zahmheit ab, wenn sie erwachsen sind.

Alle jungen Affen sind Klettertiere, sie sind gewöhnt, sich zuerst an ihre Eltern anzuklammern, später laufen sie auf Händen und Füßen auf Ästen entlang. Es ist ihnen unangenehm, wenn man sie festhält, und wer versucht, sie zu ergreifen, ohne mit ihnen vertraut zu sein, der erschreckt sie, so daß sie zu beißen versuchen. Hingegen laufen sie gern auf einem Ast entlang, klettern auf dem Körper herum und hocken sich auf die Schulter nieder, ausgewachsene Affen hängen sich oft an den Hals. Wenn die Tiere zutraulich geworden sind und man ihnen einen Arm zum Festhalten reicht, so lassen sie sich ruhig kämmen und bürsten, Gesicht, Hände und Füße wie alle nackten Körperteile waschen. Schwer, fast unmöglich ist es aber, sie zur Reinlichkeit zu erziehen. Wie die meisten Baumtiere haben sie es nicht nötig, ihr Lager rein zu halten, deshalb neigen sie von Natur nicht dazu, darauf zu achten, daß sie den Boden des Käfigs, wärmende Decken usw. nicht beschmutzen. Einem Schimpanse hatte man beigebracht, auf ein Klosett zu gehen. Das tat er jedoch so, als ob es ein bloßes Schaustück wäre, und ohne daß er dabei Verständnis für den Zweck des Klosetts bewies. Er setzte sich nämlich darauf, wenn es gar nicht nötig war, und beschmutzte bald darauf seine Kleider und den Fußboden. Was die Reinlichkeit anbetrifft, so kann der geduldigste Unterricht nur einen Instinkt entwickeln, der von Natur im Tiere liegt.

Wilde Tiere, die zahm werden, übertragen auf Menschen die Zuneigung und das Zutrauen, das sie von Natur aus für ihre Mutter haben. Jedes Tier, das mütterliche oder elterliche Pflege genießt — denn das Männchen teilt sich manchmal mit dem Weibchen in die Jungpflege —, ist geneigt, seine Ergebenheit und Anhänglichkeit auf andere Geschöpfe zu

übertragen, das mögen Tiere oder auch Menschen sein. Worauf es dabei ankommt, ist dieses: Die natürlichen Instinkte des Tieres dürfen nicht zu stark verlegt werden, es muß ihm erleichtert werden, sich anzuschließen, Anhänglichkeit zu zeigen; nicht nur dürfen Tiere nicht wie Menschen behandelt werden — ebensowenig natürlich als seelenlose Wesen —, die verschiedenen Tierarten müssen auch nach ihren verschiedenen Lebensgewohnheiten in der freien Natur verschieden behandelt werden, Affen anders als Raubtiere usw. Die Tiere, die jung am längsten bei ihren Eltern bleiben und am innigsten mit ihnen zusammenleben, besitzen die stärkste Fähigkeit, sich zähmen zu lassen.

Diese Tiere lernen von Natur aus am meisten von ihren Eltern. Ihre Jugendzeit ist eine Zeit des Wachstums, wo ihre Instinkte erwachen und sich entwickeln, und in der gleichsam die Erziehung vor sich geht. Zu ihr trägt die Umgebung bei und die Notwendigkeit, die mit dem Alter wächst, sich selbst zu schützen und für die eigene Nahrung zu sorgen. Jedoch auch die Eltern der jungen Tiere haben ihren Anteil an der Erziehung. Durch diese Erziehung lernt das Junge, mit dem Leben fertig zu werden, und das ist nur dadurch möglich, daß es, wenn nötig, neue Gewohnheiten annimmt. Mit dem allem entwickelt sich seine Fähigkeit, zahm zu werden, denn dazu gehören auch neue Lebensgewohnheiten. Man denke zum Beispiel an die Umstände, unter denen der Affe im Urwald und im Drahthaus eines zoologischen Gartens lebt.

Die Raubtiere sind in ihrer Jugend meist mehr oder weniger lang auf mütterliche Pflege angewiesen, daher sich junge Raubtiere auch leicht zähmen lassen. Kleine Löwen, Tiger, Leoparden, Luchse, Bären, junge Wölfe und Füchse werden, sofern man nur ihre natürlichen Lebensgewohnheiten beachtet, zu sanften, liebevollen und anhänglichen Hausgenossen des Menschen. Alle jungen Raubtiere lieben sehr die Wärme, und durch Wärme und auch durch körperliche Berührung erwirbt man am sichersten ihre Zuneigung. Sie liegen gern in einem warmen Schoß und lassen sich lieblosen. Während die Jungen der Affen als Klettertiere sich an ihre Mutter anklammern, werden bei den Raubtieren die Kleinen von der Mutter gewöhnlich mit dem Maul an der lockeren Nackenhaut gefaßt und getragen: junge Raubtiere lassen sich daher ganz ruhig deck im Nacken packen und aufheben. Ebenso lassen sie sich gar nicht ungern mit einem feuchten, groben

Lappen abreiben und scheuern, denn von ihrer Mutter werden sie mit rauher Zunge rein geleckt, bis sie selbst für sich sorgen können oder anfangen, sich gegenseitig rein zu lecken.

Raubtiere, die einen dauernden Schlupfwinkel besitzen und die nicht auf Bäumen leben, müssen darauf achten, ihr Lager sauber zu halten. Bei den fahenartigen und hundartigen Raubtieren werden die Jungen in den ersten Tagen von der Mutter reingehalten. Sobald sie aber sich selbständig bewegen können, vermeiden sie es peinlichst, ihr Lager zu beschmutzen, und daher gewöhnen sie sich auch in der Gefangenschaft rasch an Reinlichkeit. Sie lernen es von selbst, den Raum nicht zu beschmutzen, in dem sie gehalten werden, und ein Gefäß mit frischem Torf zu benutzen, das man in einen dunklen Winkel stellt. Daß Raben und Hunde sich im Hause meist schnell an Reinlichkeit gewöhnen, ist also nicht eine Eigenschaft, die sie erst als Haustiere erworben haben. Schwerer sind kleine in Bäumen hausende Raubtiere zur Sauberkeit zu erziehen, aber ihre natürliche Gelehrigkeit macht es auch bei ihnen nicht unmöglich.

Sobald junge Raubtiere ihre Zähne bekommen, erproben sie sie an allen toten und lebenden Dingen, die in ihren Bereich kommen. Sie vergreifen sich dabei auch gelegentlich an ihrer Mutter, aber diese lehrt ihre Sprößlinge schon durch kräftige Hiebe, daß das eine Ungehörigkeit ist. Da ihre Bisse nicht einmal im Spiel immer harmlos sind, so muß ihnen auch ihr Herr möglichst frühzeitig beibringen, daß sie ihn nicht beißen dürfen. Bei den verschiedenen fahenartigen Raubtieren vom Löwen bis zur Hauskatze, meint Mitchell, sei ein leichter Klaps auf die Nase hierbei die wirksamste Art der Bestrafung. Habe man das Beißen auf diese Weise einige Male bestraft, so genüge es schon, daß man dem beißlustigen jungen Tier einen Finger auf die Nase lege, und dieses wisse, worauf es ankäme. Schwieriger ist es, den jungen fahenartigen Raubtieren den Gebrauch ihrer spitzen, scharfen Krallen beim Spiel abzugewöhnen. Junge Raubtiere machen ganz instinktiv die Bewegungen, um eine lebende, zappelnde Beute festzuhalten. Streckt man ihnen daher die Hand zögernd hin und versucht sie dann wieder wegzuziehen, so kann man ziemlich sicher sein, gebissen oder gekratzt zu werden. Man muß mit einem Griff fest zupacken, und sobald die Tiere Miene machen, zu beißen oder zu kratzen, darf man die Hand nicht zurückziehen. Hält man

still, so verletzen einen die Tiere nicht, und nach ein paar Minuten lassen sie los. Am meisten läuft man Gefahr, von ihnen ernsthaft verwundet zu werden, wenn man sie neckt, während sie fressen, oder wenn sie auf dem Rücken liegen und sich nicht aufheben lassen wollen. Sind sie schlechter Laune, so muß man sie gleichfalls in Ruhe lassen.

Widerwärtig können junge Raubtiere auch werden, wenn man sie stört, wenn sie allein sein wollen, sie etwa aus einer dunklen Lieblingsecke hervorzerret, in die sie sich zurückziehen pflegen. Im allgemeinen sind aber Raubtiere gesellig und bleiben nie gern lang allein; schließt man sie allein in einen Raum ein, so schreien sie laut. Haben sie sich an ihren Herrn gewöhnt, so folgen sie ihm gern auf Tritt und Schritt.

(Schluß folgt.)

o o o

Der Kreuzschnabel.

Wenn die Blumen längst verstarben
Vor der weißen Winternacht,
Hat ein Vöglein auf der Fichte
Erst sein kleines Nest gemacht.

Ich, ein blutigrotes Vöglein
Brütet in der Wildnis Graus
Unter den beeiften Zweigen
Still und heiß die Jungen aus!

Kreuzeschnabel, Wundervogel!
Gar zu oft fällt du mir ein,
Schau' ich in die starre Wildnis,
In die öde Welt hinein. Julius Rosen.

o o o

Schwarze Balken.

Beim Spaziergang kamen die Kinder an einem Hause vorbei, das seltsame Spuren der Zerstörung zeigte. Der Gartenzaun war wohl in dem Schrecken einer Gefahr weggerissen und zur Erde geschleudert worden. Das Vorgärtchen war zertreten, dürre Blumenstauden waren geknickt, Grassbüschel und Rosenblätter lagen zerstreut umher. Dazwischen sah man verkohltes, schwarzes Holz. Ein runder Bodenstreck war mit solchen Überresten verbrannten Holzes bedeckt. Dicht daneben lag die Haustür eingeschlagen im Flur. Man blickte in ein dunkles Loch, aus dem Schrecken gähnte. Der Dachstock des Hauses fehlte. Ein paar schwarze Balken ragten in die Luft, eine schräge Wand stand noch, in der mit großen Lücken ruhige Ziegel wie verzweifelt hingen.

Die Kinder sehen das beschädigte Gebäude mit großen Augen an. Ihre Blicke wanderten von dem schwarzen Erdsleck am Hause hinauf zu den Resten des Daches und wieder zurück in den finsternen Flur. Schließlich sagte die Kleine, nachdem sie lange und schwer überlegt hatte: „Da haben wahrscheinlich Kinder mit Streichholz gespielt.“ — „Oder auch,“ fügte die Schwester hinzu, „der Vater hat im Speicher das Licht umgeworfen.“

„Es ist ärger, als wenn man sein Spielzeug kaputt macht,“ meinte die Kleine.

Die Ältere erzählte: „In Papas Zeitung habe ich Bilder gesehen, wo ein ganzes Dorf kaputt ist. Überall in den Häusern sind mittendrin große Löcher. Dort ist aus der Kanone eine Granate rausgeflogen, aufs Haus gefallen und mit Feuer auseinandergefahren.“

Die Kleine brauchte lange Zeit, um das zu begreifen. „Zuerst,“ sagte sie dann, „macht man das Haus, und dann haut man's wieder auseinander. Die kriegen schöne Schelte, die das große Haus kaputt geschlagen haben.“ Inzwischen fuhr wieder ein anderer Gedanke durch das Köpfchen der Kleinen, sie fragte plötzlich: „Wann schlägt man unser Haus zusammen?“

„Ach,“ rief die Schwester, diesen Gedanken weit wegweisend, „das wird ja nur im Krieg gemacht.“ Die kleine Schwester dachte noch über das Zusammenschlagen des Hauses nach: „Ich weiß, welches Haus wir kaputt schlagen, wenn wir wieder Krieg spielen: das Schäferhaus, weil es so klein ist und so kalt drinnen. Der alte Schäfer hat erzählt, daß im Winter sein Kaffee in der Tasse gefroren war, weil es so große Kälte hatte. Das Schäferhaus haben wir zusammen, dann braucht der Alte nicht mehr frieren und kriegt ein neues.“

„Wie dumm,“ erwiderte die Schwester. „Wir spielen doch Krieg. Kaputt schießen dürfen nur die Großen.“

„Aber ich würd' alle häßlichen Häuser zusammenschließen, daß man lauter schöne baut.“ Dazu meinte die Große: „Auf dem Bilde vom Krieg haben die Soldaten auch schöne Häuser kaputt gemacht. Eins hab' ich gesehen, mit lauter Figürchen außen. Überall vor den Fenstern stand ein Männlein.“

Die Kinder wurden in ihrer Unterhaltung unterbrochen. Man ging zur Bahn, die vollbesetzt war, weil nur wenige Züge auf der Strecke fahren. Im Eisenbahnwagen sahen die Mädchen einen Krieger, der seinen Arm in der Binde trug. Die Kleine flüsterte der Schwester zu: „Der war auch im Krieg. Jetzt haben sie

ihm in der Puppenklinik wieder den Arm hineingeleimt. Er hält aber noch nicht gut, drum haben sie ihn mit dem Tuch einweilen festgebunden.“

Als man ausstieg, waren die Kinder von der Wanderung und den Eindrücken so müde, daß sie schweigend bis nach Hause gingen. Man legte sie zu Bett, und bald hörte man ruhige Atemzüge.

Plötzlich, mitten in der Nacht trippelte es im Kinderzimmer. Stöhnen drang zu den Eltern herüber, ein ängstlicher Schrei, und ehe die Mutter aufspringen und das Licht anzünden konnte, hatte sich die Kleine ins Zimmer geflüchtet und kauerte sich wie ein verängstigtes Vögelchen in eine Ecke. „Ich kann's nicht sagen! Ich kann's nicht sagen!“ stieß das Kind angstvoll in Zwischenräumen hervor. Die Eltern beruhigten die Kleine. Was sie denn habe? Aber das Kind schwieg und hielt die Hände vor die wirr blickenden Augen, als ob es Schreckliches nicht sehen wolle. Was ist geschehen? „Ich kann's nicht sagen.“ Und wieder schaute die Kleine wirr, als ob sie Angst hätte, zu sehen, was sich ereignete.

Plötzlich schrie sie auf: „Unser Haus ist verbrannt!“

„Unfinn,“ sagte die Mutter, „es ist alles wie gestern.“

Noch glaubte es die Kleine nicht und verbarg sich. Dann erzählte sie in großer Hast, um ihre Träume los zu werden: „Auf den Händen und Füßen ist der Soldat hergeschlichen wie ein Tier. Hinter dem Busch hat er die Kanone versteckt und zu uns hergeschossen, gerade ins Bett hinein. Ich wollt' ihm alle Spielsachen zum Kaputtmachen geben für das Haus, aber er hat's nicht gewollt. Dann hat schon mein Bettchen gebrannt und ich mußte heraus, damit wir alle in den Keller gehen.“

„Das hast du alles geträumt,“ sagte die Mutter. „Es brennt ja gar nicht. Da schau zum Fenster hinaus, nirgends ist ein Soldat. Wenn auch heut' Mittag einer übers Feld gekrochen ist, so ist der schon längst wieder zu Hause, und die Soldaten, die im Walde geschossen haben, sind jetzt in ihrer Kaserne. Hinter dem Busch ist auch nichts, das sind nur Tannenzweige, die du selbst hingelegt hast, damit die Blumen nicht erfrieren.“

Allmählich beruhigte sich das Kind. „Der Soldat hat mich auch gefragt, ob wir Franzosen gesehen haben. Sind die Soldaten zu den Franzosen gegangen?“

„Ja ja, zu den Franzosen,“ sagte die Mutter traurig. Sie dachte an all die Kinder, die draußen im Kriege, inmitten der Zerstörung leben. Wie müssen deren Träume sein, wenn schon der Anblick eines einzigen ausgebrannten Dachstockes so grauenhafte Phantasie erregen konnte. Dann plauderte die Mutter: „Das Kindchen geht wieder ins Bett. Dort schläft es ein und träumt keine dummen Sachen, sondern nur schöne. Von Kindern, die Blumen auf die Erde streuen und mit weißen Lämmern spielen. Die Lämmchen sind alle so friedlich und tun einander nichts zuleide, und die Kinder sind fröhlich. Sie fassen sich bei den Händen und tanzen und singen und winden ein langes Blumenband, das so weit ist wie die Welt. Die Kinder in weißen Kleidern tanzen mit dem Blumenband immer weiter und weiter und befrängen die Erde damit. Überall, wo eine Blume in den Kinderhänden ist, da dringt die Sonne aus den Wolken hervor und küßt die Blume und das Kind. Immer mehr Strahlen brechen aus der Finsternis hervor, bis es langsam hell wird auf dem ganzen Erdenrund. All die Blumen, die Kinderhände und Kinderköpfe sind nun ein Licht. Ein froher blauer Himmel wölbt sich über der Erde, über den blühenden Grund zieht der Kinderreigen, wandern still die friedlichen Lämmern. Nicht mehr die Lichtgarben eines verheerenden Brandes lodern zum Himmel, sondern Friedensfeuer. . . .“

Das Kind war längst eingeschlafen. Die Schatten des grauen Traumes waren aus seinem Gesicht gewichen. Das Blumenband wand sich über die Stirne der friedlich Schlafenden.

o o o

Die Uhr.

Die Kälte kroch von draußen durch die Scheiben immer weiter ins Zimmer hinein; nun nahm sie auch dem Ofen die letzte, schwache Wärme. Mitten in der Nacht wuchsen die stillen Eisblumen auf dem Fensterglas höher und höher, und das blanke Quecksilber im Thermometer sank tiefer und tiefer. Der Schrank, der Tisch und alle Stühle froren bis ins innerste Holz. Nur die Uhr an der Wand tickte immerfort. Der Uhrmacher hatte ihr alle Räder schön mit einem Hauch Öl eingesetzt; ihre Feder war gesund, ihr Werk lief tick-tack, tick-tack, so munter, so sibel, als gäbe es keine Kälte.

So war die Uhr guter Dinge. Sie hatte auch kein Mitgefühl für andere; fremdes Leid

kümmerte sie nicht; sie tickte gleichmäßig allezeit und maß die Stunden genau ab, gleichviel, ob es frohe Stunden waren, von denen die Menschen wünschten, daß sie viel länger dauern möchten, oder ob schlimme Stunden, die nie rasch genug vergehen wollten.

Und so spottete sie jetzt und sagte zum Thermometer:

„Bist du ein empfindliches Ding! Wenn die Sonne nicht scheint und der Ofen nicht wärmt, ist's aus mit dir. Dann frierst du, und deine silberne Seele kriecht zusammen, als ob du vergehen möchtest.“

Das Thermometer antwortete nicht und sank noch um einen Grad. Und das Fensterglas krachte vor Kälte.

„Seid ihr frostige Gesellen!“ hänselte die Uhr weiter. „Hier, seht mich an. Friere ich etwa? Nein! Ich arbeite und zeige die Stunden an, gleichviel, ob es kalt oder warm, Nacht oder Tag ist.“

„Kunststück!“ knurrte der Ofen. „Wenn du nicht jeden Abend aufgezogen würdest, wär's mit deinem Ticken bald vorbei.“

„Aufgezogen, aufgezogen!“ sagte die Uhr ärgerlich. „Natürlich werde ich aufgezogen. Das tun die Menschen, weil sie mich brauchen. Weißt du denn, wen du vor dir hast? Nach mir richtet sich alles. Alles! Hörst du? Alles!“

„Eingebildetes Ding!“ rief der Ofen und sperrte die Tür weit auf, als ob er lachen wollte.

Aber die Uhr tickte eifrig weiter: „Alles richtet sich nach mir. Wenn ich morgens sechs mal schlage, dann steht unsere Frau auf, kocht Kaffee, weckt den Mann. Und ehe er auf Arbeit geht, guckt er mich noch einmal an. Dann sagt er: „O, schon so spät!“ Wenn abends in der Zeitung steht: Sonnenaufgang 5 Uhr, dann kommt die Sonne, sowie ich 5 Uhr morgens anzeige. Alles richtet sich nach mir, und wenn ich nicht der Sonne sage, daß es Zeit ist, aufzugehen, dann könntet ihr alle eine ewige Nacht lang frieren.“

Das Sofa brumnte gutmütig mit einer Sprungfeder und ließ die Uhr schwagen. Aber den Spiegel verdroß das Gerede, denn es war sein Amt, alles in seiner wahren Gestalt zu zeigen, und so klemmte er sein Glas fester in den Rahmen, fing einen Mondstrahl auf, leuchtete damit zur Uhr hinüber und sagte:

„Du mußt ja die Stunden anzeigen, ob du nun magst oder nicht. Da ist ja nicht dein Wille. Wir können uns in der Nacht ausruhen; aber du mußt ja ticken und ticken Tag

und Nacht. Oder kannst du vielleicht aufhören? Kannst du ausruhen, wenn du müde bist, kannst du das? Nein, das kannst du nicht."

Die Uhr aber ärgerte sich gewaltig. Sie tickte und sagte ganz aufgebracht:

"Natürlich kann ich aufhören, wenn ich will."

"Na, so tu's doch!" stichelte die Schere auf dem Nähtisch.

Aber die Uhr war schon dabei. Sie nahm die ganze Kraft ihrer Feder zusammen. Es gab einen Knacks — da stand sie.

Der Spiegel sah erstaunt hinüber. Dann sagte er:

"Na, nu geh mal weiter."

Aber die Uhr ging nicht weiter. Ihr Perpendikel hing leblos herunter; sie antwortete auch nicht auf die Spottreden, die jetzt alle Möbel gegen sie führten. Sie strengte sich an; da fühlte sie einen rasenden Schmerz. Alle Räder taten ihr weh. Besonders das eine, dem ein Zahn abgebrochen war, schmerzte wie toll. Sie gab sich noch einmal Mühe; aber da stach sie die gesprungene Feder mitten hinein in die feinsten Räder.

"Ich bin tot!" dachte die Uhr erschrocken.

"Aber nein, ich kann ja noch denken. Ich bin krank! Schwer krank!"

Sie lauschte gespannt: o Gott, taten ihr die Räder weh!

Da fuhr ihr ein neuer Schreck durchs ganze Werk. Jetzt zeigte sie ja auch die Stunden nicht mehr an! Jetzt wußte ja auch die Sonne nicht, wenn es Zeit war, aufzustehen! Und die Leute, die sich auf sie verließen, verschliefen es. Immer würde es Nacht bleiben. Und wenn das Thermometer noch ersror, war sie schuld!

"Ach, wenn ich doch wieder ticken könnte! Hätte ich doch nicht auf den Spiegel gehört!" dachte sie angsterfüllt. Und noch einmal probierte sie es; aber vor Schmerz ließ sie es gleich wieder bleiben. Es ging nicht.

So hing sie in ihrer Qual und wußte nicht, wie das enden sollte. Lange hing sie so. Da war es ihr, als ob es draußen ganz langsam heller würde. Sie wartete. Richtig, der Schnee im Garten leuchtete immer weißer. Und jetzt — jetzt kam ein Sonnenstrahl; er beleuchtete das Thermometer am Fenster, als wolle er ablefen, ob es noch sehr kalt sei. Und immer höher stieg die Sonne. Nun schien sie mitten ins Zimmer und schenkte dem Ofen, dem Spiegel, dem Sofa, der Schere und allen Dingen ihren Glanz. Nur die Uhr hing noch

im Schatten der Ecke und sah entsetzt in den Sonnenschein auf dem Teppich, der mit seinem bunten Muster prahlte.

Woher wußte denn die Sonne, wie spät es war!

Sie gerbrach sich fast noch ein Rad, so angestrengt dachte sie darüber nach. Aber sie kam nicht dahinter, denn sie wußte ja nicht, daß die Sonne die Herrin über Tag und Nacht ist. Und schon geriet sie von neuem in Erstaunen. Sie hörte Türen klinken; der Mann kam ins Zimmer. Er reckte sich und rief zur Tür hinein:

"Ach, tut das gut, mal richtig auszuschlafen. Das ist das Beste am ganzen Sonntag. — Wie spät ist es denn eigentlich?"

Er sah auf die Uhr, rieb sich die Augen, sah genauer hin.

"Na, wie geht denn das zu? Ich habe sie doch aufgezogen!"

Er nahm einen Stuhl, stieg hinauf, steckte den Schlüssel ins Werk und versuchte, die Uhr aufzuziehen. Aber er konnte immerfort drehen; das ging so leicht; doch der Uhr taten dabei alle Räder weh.

Da ließ es der Mann sein und rief: "Das sollte man doch nicht für möglich halten. Vor vierzehn Tagen hat man das Ding gekauft, und jetzt ist es schon kaputt, die Feder gesprungen."

Er ging hinaus und schimpfte noch draußen über die Uhr, die ihr Geld nicht wert sei.

Die Uhr aber hörte das und schämte sich. Und dazu mußte sie noch sehen, wie hinter den Fenstern die Sonne ihre Bahn zog, als zeige die Uhr die Stunden an wie sonst.

"Höre mal," höhnte der Spiegel. "Die Sonne richtet sich ja gar nicht nach dir! Wie kommt denn das?"

Und die Schere blinkte zu diesen Reden so frech, das Sofa brummte gemächlich lachend, und der Ofen zog sein Türmaul breit. Alle sahen spottend nach der Uhr, deren Zeiger noch immer genau die Stunde ihrer Schande anzeigten.

Nur das Thermometer sagte nichts. Es streckte wohligh sein Quecksilber im Sonnensicht und hätte es am liebsten gestreckt bis zum oberen Ende der gläsernen Röhre. Aber das litt die Sonne nicht, denn die hatte darüber zu bestimmen.

Edgar Bahnewald.

Verantwortlich für die Redaktion:

Frau Mara Jettin (Gundel), Wilhelmshöhe,
Post Degerloch bei Stuttgart.

Druck u. Verlag J. S. W. Metz Nachf. G. m. b. H. Stuttgart.